

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

[Callistus Siemer]: Stunde der der Besinnung. Im garten unserer Heimat

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Stunde der Besinnung

im Garten unserer Heimat

Ein prachtvoller Tag war heute. Nun senkt sich bald der Abend, dazu ein Abend im Mai, der mich gemütlich im Grase unseres Gartens liegen sieht. Einst spielte ich hier mit den Geschwistern und mit anderen Kindern. Dort aus den Büschen lugt der hohe Kirchturm unseres Dorfes. Vor mir viel Maienblümchen, dazwischen Schafgarbe, Hahnenfuß und Wegerich. Mein Vater hat mich diese Namen gelehrt. Vor allem mußten wir alle Heilkräuter kennen. Der alte, sumpfige Graben dort, über den wir Kinder so oft sprangen, ist von Gräsern und Schilf fast zugewachsen. Um mich herum noch die alten Obstbäume, unter denen ich früher in aller Herrgottsfrühe Äpfel suchte, um sie einem geheimnisvollen Versteck zu übergeben. Neben mir, einen Steinwurf weit, Pastors schöner Busch mit 100jährigen Bäumen. Ich weiß nicht, ob auch heute noch eine Nachtigall dort schlägt und die Stare schwatzen. Ich höre nichts. Aber es sind schon dreißig Jahre vergangen, und ich springe nicht mehr über die Gräben und mache keine Verstecke mehr. Trotzdem entdecke ich Verstecke, die kein Mensch gemacht, und ich sehe Geheimnisse, die ich als Kind niemals sah. Der Garten meiner Heimat ist für mich viel geheimnisvoller, viel rätselhafter geworden, als zu der Zeit, da ich Mutter beim Jäten am Rockzipfel faßte. Und doch glaube ich, mehr Erfahrung zu haben und mehr zu wissen als damals.

Mit verschränkten Armen im Nacken liege ich nun hier und lasse meine Augen in das Laub des Apfelbaumes bummeln. Wie schön doch so ein Blatt ist, wenn man es näher betrachtet. Die Rippen, die Äderchen darin, und das verbindende Fleisch dazwischen. Man sagt, daß dieses alles aus Zellen aufgebaut sei, für meine Augen nicht sichtbar; und in der Zelle das Protoplasma als Träger allen irdischen Lebens. Aber was ist das — Leben? Ich weiß es nicht. Kein Mensch kann es mir sagen. Und alles um mich herum lebt. Millionen von Zellen werden in dieser Stunde, in diesem Garten geboren. Dies Blatt da über mir atmet, es verdaut; genau wie bei dem Organismus unseres Körpers! Und seine Nahrung saugt es sich durch die Wurzeln über Stamm, Rinde, Zweige, und der ganze Blätterwald des Baumes atmet dann jenen Sauerstoff aus, der uns Men-

schen so kostbar und wohltätig ist: Aber wie ist das eigentlich möglich, daß sich das Wasser des Bodens trotz seiner Schwere nach oben bewegt, zehn und mehr Meter hoch? Und warum wächst dieser Baum nach beiden Seiten, in den Boden hinein und zum Himmel? Welche Kraft ruft diese entgegengesetzten Wirkungen hervor? Wohin ich jetzt meine Augen schweifen lasse, hinter allen „Selbstverständlichkeiten“ sehe ich Rätsel und Geheimnisse. Da summt eine Biene heran. Nun sucht sie emsig mit ihrem Rüssel in der Blüte einer Taubnessel. Ungeduldig fliegt sie zur zweiten und dritten und — jetzt fliegt sie fort. Man sagt, daß diese kleine Biene sich in der höheren Mathematik besser auskennt als mancher Abiturient unseres Gymnasiums in Vechta oder Cloppenburg. Denn sie baut ohne Maß und Logarithmentafel ihre Wabe so, daß diese bei dem geringsten Material- und Kraftaufwand die größte Menge Honig unterbringen kann. Nun kommt ein ganzes Geschwader angebrummt. Geradeswegs geht es auf den Blütenbusch zu, der einige Meter vor mir steht. Woher steuern sie so sicher aufs Ziel? Sicherlich hat die erste Biene ihre Genossinnen durch Rundtanz oder Schwänzeltanz aufmerksam gemacht, in welchem Umkreis vom Korb der Honig zu finden ist und in welchem Winkel der Platz zur Sonne liegt. Die Bienen tun das. Wer hat sie dieses gelehrt? Und wie viele Pflanzen, Tiere und Tierchen gibt es! Würde ich den Boden, auf dem ich so betrachtend ausgestreckt bin, mikroskopisch untersuchen, so könnte ich Zehntausende von mehrzelligen Tieren, Wurzelfüßler, Geißeltierchen und anderes entdecken. Und alles lebt nach Gesetz. Dabei gehen wir, die Menschen, über die Oberfläche dahin, als ob nichts wäre, genau wie wir im Alltag oberflächlich sind und nicht die große Wirklichkeit bemerken, in der wir tatsächlich leben. Wunder über Wunder.

Inzwischen senkt sich die Sonne. Ihre letzten Strahlen bescheinen den Spiegel des Wassers im Graben und lassen mich tausend kleine Tiere über dem Wasser tanzen sehen. Ich gehe näher heran, blicke von oben ins Wasser und schaue mein eigenes Bild. Ob sich aus all dem, was ich hier schaue, nicht auch ein Größerer widerspiegelt? — Mit einem Stock prökele ich im Schlamm



herum. Am Ende des Stockes bleibt ein schmutziger Tropfen hängen. Nichts Besonderes. Aber ist er tatsächlich nichts Besonderes? Neulich habe ich solch einen nichts-sagenden Tropfen, kleiner als der Kopf einer Ameise, zwischen zwei Glasplatten unter das Mikroskop gelegt. Bei 100facher Vergrößerung sehe ich da ein ganz verworrenes Moosgestrüpp; bei 1000facher Vergrößerung wird aus dem dünnen Gestrüpp ein Wald mit Bäumen, Stämmen, Pfaden und tausend winzigen Tierchen. Sie tummeln sich darin auf freien Plätzen herum, spielen, suchen Nahrung, oder sie versuchen sich gegenseitig zu verschlingen. Eine ganze Welt im Wassertropfen! Wie mögen sich diese winzigen Tierchen, die Amöben, wie sie heißen, verständigen? Und wenn sie denken könnten! Ob sie ihre Welt auch als „die Welt“ ansehen würden und aus ihrer Winzigkeit heraus nichts Größeres sähen? Der Größere in diesem Falle bin ich, bin im Vergleich zu jenen so unermesslich groß, daß sie mich nicht zu überschauen vermögen. Trotzdem — ich bin da. Ich schaue ihrem Treiben zu und — lächele. Wie viele Tiere mögen in diesem Wasser sein, wie viele Pflanzen und Gräser und Blumen in unserem Garten, in der Heimat, wie viele auf der Welt?

Diese Welt im Kleinen ist geradezu erdrückend; nicht nur, weil sie so klein ist, sondern weil in ihr Dimensionen von unermesslicher Größe vorhanden sind und alles zielstrebig nach einem innewohnenden Ordnungsprinzip sich bewegt. Wer sich ein wenig in der inneren Struktur des Atoms auskennt, weiß, was ich meine. Genau so die Welt im Großen, die Sternenwelt. Dort drüben, neben dem Turm unserer Kirche, sehe ich den Sonnenball ganz zaghaft den Horizont küssen, und die Sterne beginnen mit ihrer Nachtwache für uns Menschen. Ganz blaß noch scheint der Abendstern. Und dort muß gleich der Polarstern erscheinen. Vor zwölf Jahren habe ich in den Weiten der russischen Steppe denselben Stern gesucht, um die Geschütze der Batterien danach einzurichten. Es war Krieg und Unordnung. Nur wir Menschen können gegen die Ordnung verstoßen. Nun aber sehe ich den großen und den kleinen Bären, Neptun, Venus, Jupiter, Saturn und viele, viele andere Sterne, wie sie mir im Garten zublinzeln. Aber sie sind gar nicht so niedlich, wie sie aussehen, oder wie sie im Gedicht, in Kirchen- oder Liebesliedern erscheinen. Viele sind tausendmal größer als unsere Erde. Die Sonne könnte

unseren Globus mehr als millionenmal umfassen. Würde jemand die Erde mit dem Monde in die Sonne verpflanzen, bei derselben Entfernung des Mondes von der Erde wie jetzt, dann würde der Mond noch immer innerhalb der Sonne um die Erde kreisen. Dabei ist dieser Gesell doch etwa 400 000 Kilometer von uns entfernt, auch wenn er uns abends so greifbar nahe erscheint. Und die Sonne erst! Würde ich mit einem Flugzeug von hier nach oben steigen, dann wäre ich in 40 Jahren noch nicht da, auch wenn ich ununterbrochen hinaufsausen würde, Tag und Nacht, und bei einer Geschwindigkeit von 500 Kilometern in der Stunde. Die Milchstraße ist noch weiter entfernt. Bei diesen großen Entfernungen rechnet man daher in Lichtjahren. Aus der Schule wissen wir, daß das Licht in der Sekunde den siebenfachen Weg um die Erde macht. Daraus also können wir die unermessliche Entfernung errechnen, die das Licht in einem Jahr zurücklegt. So gibt es Sterne, deren Licht mehrere Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Sie sind uns trotz dieser Weite noch nahe, wenn wir bedenken, daß andere Jahrhunderte oder Jahrtausende brauchen, und daß es sicherlich Sterne gibt, deren Licht seit ihrer Entstehung noch nicht bis zu uns gelangt ist. Und wie viele Sterne und Sternenswelten gibt es, mit einer Sonne im Zentrum! Im letzten Jahre habe ich in Kalifornien durch das größte Teleskop der Erde geschaut. Mehr als eine Milliarde Lichtjahre blickt man in den Weltenraum hinein. Das Licht, das ich auf einer fotografischen Platte der Sternwarte von Mount Palomar gebannt sah, war vor mehr als einer Milliarde Lichtjahren von seinem Ursprungsort losgerast. Zu der Zeit also, als sich auf unserem Globus das erste primitive Leben zu regen begann. Unermessliche Erkenntnisse können sich daraus ergeben. Denn der kleine Lichtfleck sagt mir nichts über den heutigen Zustand dieses Sternes, sondern über den Zustand vor mehr als einer Milliarde Jahren. Ist er, dessen Lichtstrahl heute unsere Erde trifft, bereits vor Jahrtausenden erloschen? Hat er sich verändert? Hat er Konkurrenten im kreisenden Meer des Universums Platz gemacht? Millionen von eigenen Sonnensystemen werden entdeckt, und niemals kommt man an ein Ende. Tatsachen — nichts als erdrückende Tatsachen. Da pilgerst du vielleicht nach Lourdes oder Fatima, um ein Wunder zu erleben. Auch ich war da, und wir Menschen „ver-wundern“ uns, wenn dieses oder jenes Geschehnis die oberfläch-



liche Routine der Ereignisse durchbricht und damit jene Macht sichtbar werden läßt, die dahinter steckt. Für einen nachdenkenden Menschen ist jedoch nicht nur das Außergewöhnliche wundervoll, sondern alles Gewöhnliche, alles äußerlich so „Selbstverständliche.“ Denn beim Anblick des Himmels begegnen wir den großen Rätseln, den großen Geheimnissen; was ist Raum, was ist Zeit, was Unendlichkeit? Und inwieweit entspricht unsere primitive Vorstellung der großen Wirklichkeit und Ordnung? — Aber darüber möchte ich nicht sprechen, um dich nicht vollkommen deiner beunruhigenden Winzigkeit preiszugeben. Aber sind wir nicht wiederum groß, viel größer als der nächtliche Garten hier, als unser Land, als Meer, Berge und Universum zusammengenommen, indem wir unsere Kleinheit erkennen können? Niemand vermag das außer uns. Der Geist also ist es, der uns groß macht, und wir sind um so größer, je mehr wir erkennen, wie klein wir sind. Und wenn wir nun fragen würden, „wo“ Jener ist, der das alles erschaffen haben muß, der alles erhält und lenkt, so ist diese Frage auch der Beweis unserer menschlichen Beschränkung. Gott ist Geist. Würde er nicht reiner Geist sein, wäre er nicht Gott. Da er also immaterieller Natur ist, steht er außerhalb des Raumes. Er steht damit auch außerhalb unserer geschöpflich-räumlichen Fragestellung des „Wo“. Und er ist Schöpfer der Zeit, die er erst mit dem Universum als Maß aller Dinge erschuf. Nur für uns als Geschöpfe gibt es daher Vergangenheit und Zukunft. Und wie Gott sich dem „Wo“ unseres menschlichen Fragens entzieht, so auch dem „Wann“. Er ist ewig, überall und in jedem Teile ganz. Er ist in diesem Augenblick auch bei mir, sogar viel näher, als ich mir selbst überhaupt nahe sein kann. Denn er ist durch sich, aber ich bin erst durch ihn. Das ist durchaus nicht schwer zu verstehen, wenn du ein wenig nachdenkst. Die Amöben im Wasser haben mich vorhin gewiß nicht beachtet. Aber ich war dort. Ob Gott nicht ist, auch wenn wir ihn nicht beachten?

Die Stunden verrinnen. Nur spärlich blinken noch die Lichter der Häuser durch die Sträucher des Gartens. Nun muß ich heim. Und weil ich weiß, daß meine Ferientage in der Heimat morgen enden, so ist mir, als müßte ich noch einmal die Wege meiner Jungenzeit durchstreifen, auch wenn es dunkel ist. So strolche ich durch unseres Nachbarn Wiese, überspringe die verkrüppelte Hecke, betrachte die Ruine unserer alten Zug-

brücke, über die der Weg nach Schnappenburg führt. Über den Esch und den sauberen Zetel geht's ins Dorf. An vieles muß ich denken. Vor jedem Hause sehe ich im Geiste noch alte Leute, die nicht mehr sind. Kinder, wie die Zeit verrinnt! Und wo ist sie geblieben? In welchen Ozean der Unermeßlichkeit hat sie sich ergossen? Bald werde auch ich der Vergangenheit angehören — und auch du; und auch die beiden Verliebten dort im Dunkel der großen Linde. Ich wünschte ihrem menschlichen Glück eine ewige Dauer. Aber es haben sich darunter gewiß schon andere umarmt, die nicht mehr sind. — Dort ist die Kirche. Nur matt läßt sie ihr ewiges Licht durch die großen Fenster flackern. Auch dort ist Gott, sogar in ganz besonderer Weise. Die Übernatur ist gleichsam eine Erweiterung und Krönung der Natur. Wie, kann ich hier nicht sagen. So glaube ich: damit ich besser einsehe, damit ich die Geheimnisse, die mir begegnen, richtig verstehe, damit ich auf die Rätsel, die das Leben und das Weltall mir stellen, eine letzte Antwort finde. Kein Lehrer, kein Professor und kein Genie vermag mir diese letzte Antwort zu geben. Und wenn du meinst, daß all diese Geheimnisse im Universum und seiner Gesetzmäßigkeit selbst ihre Erklärung finden, so frage ich: Ist nicht das Universum, das uns alles erklären soll, gerade das größte Rätsel? Wir sollten klug sein. Und ich meine, daß wir dann am klügsten sind, wenn wir einsehen, wie beschränkt wir sind. Diese Einsicht führt auch zur Demut.

Da huscht eine Fledermaus vorbei. Fort ist sie. Sonst ist alles ruhig im Dorf, kein Mensch, kein Windhauch, und die Sterne glänzen am Himmel. Nichts höre ich, alles ist still; einsam und allein gehe ich heim. Aber — ist wirklich alles still? Ist wirklich alles ruhig? Welch eine Täuschung! In diesem Augenblick absoluter Stille müßte ich aus allen Kontinenten, aus allen Ländern und Völkern ein Sprachgewirr vernehmen, ich müßte Menschen weinen und lachen, fluchen und beten hören, müßte Jazzkapellen und Sinfonieorchester spielen hören, und aus anderen Welten würden Sphärenklänge ertönen. Sie ertönen auch, aber ich höre sie nicht. Sind sie deswegen nicht wirklich? — Alles ist ruhig, aber nur für meine begrenzten Sinne. Hätte ich nur mehr und schärfere Sinne! Aber ein wenig können wir sie künstlich verstärken. Dort im Gasthaus brennt noch ein Licht. Man ist noch munter und fröhlich. Durch die verhangenen Fenster klingt aus dem Radio eine wunderschöne

Stimme: „Grüß mir die Frauen im schönen Wien, Grüß mir die Gäßchen, wo Pärchen abends heimwärts ziehn.“ — Ich höre gerne diese Melodien. Unsere Großväter konnten ihr „Püppchen, du bist mein Augensterne“ nicht auf diese Art hören. Und so denke ich, ob nicht die Mittel, die uns das Unhörbare hörbar, und das Unsichtbare sichtbar machen, ein winziger Abglanz jener Mittel sind, die Gott uns gegeben, um uns ihm näherzubringen: Gemüt und Verstand? Man darf sie bloß nicht verkümmern oder überwuchern lassen. Unsere Großväter waren noch natürlicher und daher gottverbundener als wir. Sie glaubten, sie dachten, sie „ahnten“. Achte mal auf die religiösen Sinnprüche unserer alten Bauernhäuser in Spreda, Hagstedt, Oythe oder in Steinfeld. Darin kommt dieser Geist unserer Väter zum Ausdruck, ihr reales Verständnis für den großen Zusammenhang und Sinn unseres so kurzen Lebens. Sollte dies uns Nachkommen nicht zu denken geben?

Mutter liegt wie gewöhnlich wach im Bett. Das ist Mutters Sorge. Wer kennt sie nicht? Und was sie fragte, wußte ich: Wao büst du wahn? Und dann: Wat magst du morgen tau äten? — Auch diese Fragen müssen sein. Es ist unser Alltag. Dabei denke ich an

meinen Alltag, der nun wieder beginnt. Ich fahre morgen ins Bergwerk, höre und spreche über Tarife und Löhne, um übermorgen als Zigeuner Gottes woanders zu sein. Du plagst dich vielleicht um die Erhöhung deiner Rente, ärgerst dich, daß der Milchpreis nicht mehr erhöht wurde, daß die Schneiderin dein Kleid verschnitt. Vielleicht freust du dich über deine bestandene Gesellenprüfung, über das gute Wetter oder den Stoppelmarkt. Vielleicht hast du einen deiner Lieben im Krankenhaus. — Ja, das ist unser Leben. — Aber sollten wir nicht diesen, unseren Alltag, du und ich, sollten wir nicht diese Wirklichkeiten aus jener einzigen, großen Wirklichkeit sehen, die allein unserem rätselhaften Leben einen Sinn verleiht? Das Bewußtsein, immer und überall in der Hand des gütigen Gottes zu sein, macht frei, macht mutig, macht froh, auch wenn wir in Sorgen zu ersticken glauben. Wer möchte nicht froh sein? Ich denke, auch du hast einen Garten, der uns so vieles sagt, und auch dir leuchten die Sterne. Auch du hast ein Herz und Gemüt. Und wenn ich nicht irre, so möchtest auch du deinen Kopf nicht nur haben wollen, um deinen Hut darauf zu setzen. — Gute Nacht! —

P. C. Hans Siemer

US MÜNSTERLAND

*Dör Brauk un gröine Wisken löpp däi Bäken,
däi Kaih' un Peer' staoht satt in'n Aobend-
schien.*

*Burnhus un Schürn hebbt sik in't Holt ver-
stäken —*

*Wat för äin Land mügg ik wol läiwer lien?
Bräit liggt de Esk; äin Stall schult ünner
Barken;*

*äin Waogen ruckert möi van't Mauerpand. —
Bliw in dien Fieraabend, bliw in dien
Warken,*

bliw ümmer, wat du büst: Us Münsterland!

*Van Cloppenburg, Freesaythe hen nao Vechte
tellt ööweral däi ole däge Aort.*

*Wat man dor anpakt, kummt alltied tau-
rechte.*

*Mott man wat seggen, deiht't äin plattdütsk
Wort.*

*Mit lechte Ogen al däi Kinnerschaoren
spält an den Waoterpaul un barwt in'n Sand.
Säi mäöt äinmaol dat ole Gaude waahren;
dann bliff dat, wat dat is: Us Münsterland!*

*Van wiet süß du den Karktorn. — An däi
Straoten*

*un Wäg' heff Krüze stellt däi fraome Sinn.
Un as dat heet, säi schullen dorvan laoten,
do stünnen ale vör däi Krüze in.*

*So mag dat alltied bliwen bit tauleße:
För Recht un hillgen Glowen Hart un Hand!
Däi Sägen van den Herrgott is dat Beßte,
wor wi üm bäen käänt för't Münsterland.*

Heinz von der Wall